

Und weil sie nicht gestorben sind ...

Erzähl mir doch keine Märchen! Denn wer Märchen erzählt, ist nostalgisch, auf alte Zeiten aus, die nur die besseren waren, weil es sie sowieso niemals gab, auf verlässliche Ordnungen, überkommene Hierarchien, auf die Hand der Prinzessin, auf die Kutsche des Königs, auf Zauberspruch und Magie und auf den Wunsch nach dem guten Ende, mit anderen Worten: Auf Wirklichkeitsflucht.

In Wahrheit verhält es sich aber anders. Zweihundert Jahre nach Erscheinen der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm macht das Wiederlesen deutlich, dass hier so gut wie gar nichts in Ordnung ist, von Romantik zu schweigen. Denn wer Märchen erzählt, erzählt, gegenläufiger Meinung zum Trotz, keine Märchen, sondern die Wahrheit.

Nicht faktische Wahrheiten natürlich, von denen wir ohnehin niemals sprechen können, sondern Erzählungen in Bildern, die, schärfer als jede Zeitung, auf eindrückliche Weise beschreiben, was unsere Existenz bewegt und bestimmt. Wirklicher als im Märchen ist die Welt nicht zu haben. Wer die Tochter des Königs will, muss durch die Hölle. Nur wer weiß, wie sich Stroh zu Gold spinnen lässt, hat Aussicht auf eine Karriere. Armut und Hunger, verlorene Kriege, unerfüllte Kinderwünsche, böse Stief- und Schwiegermütter, Patchworkfamilien, verwöhnte Könige, neurotische Prinzen – das Märchen ist reinste Gegenwart.

Denn es spiegelt beides zugleich, unsere Ängste und Wünsche, wovor wir uns fürchten und wonach wir uns sehnen. Und es verhandelt besser als jede Ratgeberliteratur, worauf es uns immer noch ankommt: Auf den Wunsch vom besseren Leben, von dem wir ahnen, dass er nicht erfüllt werden kann, weil die Geschichte uns lehrt, dass auf Realität gewordenen Utopien kein Segen liegt.

Denn allem Wunder und Zauber zum Trotz bleibt das Märchen ganz dem Alltag verhaftet, beschönigt nichts, ist immer von Last und Beschwernis grundiert und sucht nach praktischen Problemlösungsstrategien. In *Hänsel und Gretel* wissen



die Eltern nicht, wohin mit den Kindern, also schickt man sie in den Wald. Dass die Sache trotzdem gut ausgeht, ist nicht der Kraft der Verhältnisse, sondern der Kraft der Erzählung geschuldet.

Auch in weniger bekannten, weil nicht mit einem glücklichen Ende ausgestatteten Märchen wie *Die Kluge Else* oder *Hans mein Igel* ist von Eltern die Rede, die nicht wissen, wohin mit den Kindern. Die Kluge Else lebt in ihrer eigenen Welt, ‚hört den Wind auf der Gasse singen‘ und ist für immer verloren für einen nützlichen Verkehr unter den Menschen. Hans mein Igel ist Inbegriff eines elterlichen Traumas. Das lange Zeit kinderlos gebliebene Paar, das sich in seiner Verzweiflung ein Kind wünscht – ‚und sollt’s auch ein Igel sein!‘ – bekommt tatsächlich ein Kind, halb Mensch und halb Igel.

Der Rest erzählt von dem Versuch, die unbestimmbare Kreatur wieder loszuwerden. Hans mein Igel weiß das und verabschiedet sich in den Wald, um eine Karriere als Tierhüter und Dudelsackspieler anzutreten und am Ende, wider Erwarten, doch noch die Hand einer Königstochter zu gewinnen und seinen Eltern ein Rentnerdasein bei Hof zu verschaffen. Er gehört zu den großen unbekanntenen Figuren der Grimm’schen Märchen, weil er nicht die Norm des Erfolges erfüllt, sondern, gegen alle geltende Norm, an das Glück im Glück eines versehrten Körpers glaubt.

Das verstört uns bis heute. In Zeiten behaupteter Machbarkeit und zunehmend wachsender Konformität, ist das Märchen eine Provokation, weil es die Mängel und Versehrtheiten menschlichen Daseins überdeutlich beleuchtet. Bereinigen lässt sich das nicht. Auch nicht von denen, die seit Jahrzehnten versuchen, unsere Märchen freundlich auf Linie zu bringen und ihnen die Wucht historischer Erfahrung zu nehmen. Denn das Märchen lehrt uns vor allem eins: das Unvollkommene auszuhalten.

Unvollkommen und ungerecht, mit Vorurteil und Klischees behaftet, ist auch die Sprache, in der wir unser Leben und Schicksal verhandeln. Wie gut der Wille des



Erzählers auch immer sein mag, unsere Geschichten über das Leben sind nun mal nicht politisch korrekt, sondern Spiegel dessen, was wir leben und fühlen, mal Gold und mal Fratze.

Die noch kaum verklungene Debatte über die Frage, wie wir uns eigentlich ausdrücken dürfen, nimmt sich darum nicht nur lächerlich, sondern vor allem literatur- und geschichtsfeindlich aus. Wie sehr unser Versuch, alles ins rechte Licht zu rücken, ganz aus der Zeit kommt, in der wir leben, ist uns wenig bewusst. Dabei ‚politisch korrekt‘ zu Werk zu gehen, wirft kein Licht auf das Werk, sondern nur auf den Sprecher, der die Erzählung gern anders hätte.

Das betrifft nicht nur unsere Märchen, sondern insgesamt das, was wir verharmlosend Kinder- und Jugendliteratur nennen. Wer aber Pippi Langstrumpfs Vater vom kolonialen Negerkönig in einen Südseeprinzen verwandelt, ist nicht auf der Höhe der Zeit, sondern hoffnungslos hinter ihr her, genau wie jene, die Hexen aus Märchen verbannen wollen und versuchen, Geschichte auf Linie zu bringen.

Denn es gibt keine Höhe der Zeit. Leider sind wir immer erst hinterher klüger. Wer in und aus seiner Zeit erzählt, steht nicht auf dem Berg der Erkenntnis, sondern im Tal der Erfahrung, von wo aus schwer zu begreifen ist, was uns tatsächlich widerfährt. Zeitgenossen, auch das beweist die Geschichte, sind nicht selten zweifelhafte Berichterstatter.

Das Märchen macht sich auf einen anderen Weg. Es präzisiert die Wirklichkeit mit den Mitteln der Phantasie. Das ‚Sich Auf und Davon- Machen‘ ist sein Grundmotor. Aber es geht nicht um touristische Reiselust, sondern um einen, der auszieht, ‚das Fürchten zu lernen‘. Der Aufbruch im Märchen ist kein Sonntagsausflug, sondern fast immer Flucht und Vertreibung, keine Erzählung romantischer Wandervögel, sondern ein Hinweis auf real existierende Verhältnisse.



Denn das Märchen scheut vor rein gar nichts zurück, es lässt uns nur wissen, wie verletzbar wir sind und dass das Wünschen nur hilft, wenn wir der Erzählung vertrauen. Damit ist vor allem das Sprechen über das gemeint, was nicht sein darf: dass nicht jeder Drache erschlagen wird. Dass von drei Brüdern in der Regel nur einer ans Ziel kommt, weil der König nur eine einzige Tochter hat, die eigentlich auch nicht heiraten will. Und dass Hänsel und Gretel nicht die Ausnahme sind.

Bei aller Radikalität sind Märchen aber weder politische Manifeste, noch esoterische Traumfabriken, sondern, so paradox das klingt, ganz realistische Wunschmaschinen, die tun, was nur Literatur tun kann: Sie kann unsere Wünsche zwar nicht erfüllen, aber sie bringt sie durch die Erzählung in Form. Und schließt einen Raum auf, in dem sich ungeahnte Möglichkeiten auftun.

Hier (und nur hier) sind wir kurzfristig frei, um zu tun und zu lassen, was wir wollen, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse. Denn das Märchen ist nicht ideologisch, sondern anarchisch, es zieht den einzelnen immer der Gruppe vor, den König dem Parlament. Es lässt sich nicht tagespolitisch verwursten. Und es taugt, auch das beweist die Geschichte, nicht als Handreichung zum Umsturz. Es will weder Revolution noch Bildungsreform.

Deshalb kennt das Märchen auch keine Schulen und kommt übrigens fast ganz ohne Zauberstab aus. Zaubern lässt sich nämlich nicht lernen. Es ist einzig das gesprochene Wort, mal Segen, mal Fluch, das über Glück oder Unglück entscheidet. Und so kommt es, dass am Ende, ob es uns nun passt oder nicht, nicht der Kluge, sondern meistens der Dumme gewinnt, selbst wenn er, wie Hans im Glück, scheinbar alles verliert.

Dieser Verlust aber ist der Anfang der Freiheit, das Märchen von einem geschichtslosen Raum, in dem die Zeit an ihr Ende kommt und in dem wir sind, was wir immer schon sein wollten und was Pippi Langstrumpf, die Analphabetin, seit jeher ist: Am stärksten und reich. Nicht Klassenkämpfer, sondern ein König, der auf Ansicht und Meinung pfeift.



Erzähl mir bloß keine Märchen! Aber wer redet von Märchen? Ich rede vom Alltag, von Geschichten, die Grundnahrungsmittel sind für alle, die noch nicht gestorben sind, weil sie immer noch leben.

